

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Neue Frauenkleidung und Frauenkultur

Deutscher Verband für Verbesserung der Frauenkleidung

Karlsruhe, 6.1910 - 10.1914; 12.1916

Aus den Kölner Augusttagen 1914

[urn:nbn:de:bsz:31-107152](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-107152)



Abb. X.
Wintermantel für Mädchen.
Beschreibung, Schnittmuster-
bogen Nr. 5 und Seite IX u. f.



Abb. XI.
Flanellkleidchen für kleines
Mädchen.
Beschreibung Seite IX u. f.



Abb. XII.
Tuchkleid für Mädchen.
Beschreibung Seite IX u. f.

(Kriegspflichten der Frau im »Hochland«). Und die Reichsorganisation der Hausfrauen Österreichs veröffentlicht in der »Frau« eine Reihe von Kriegsregeln, worin die Unabhängigkeit der deutschen und österreichischen Frau von der Pariser und englischen Mode den ersten Leitsatz bildet. — — —

In einem Aufsatz »Krieg und Mode« führt Paul Westheim aus, daß wenn eine deutsche Mode kommen müsse, so werde sie die Verkörperung von Würde, Sitte und Anmut sein. Von den Vorkämpferinnen für eine neue deutsche Frauenkleidung sagt er jedoch, es seien meist exzentrische Frauen gewesen.

Gewiß — das nationale Bewußtsein, das sich heute Bahn bricht, haben jene Frauen schon seit langen Jahren in sich getragen, Grund genug, um als exzentrisch zu gelten. Es ist nicht schwer, in einer gewaltigen Zeitströmung, sich mitreißen zu lassen und zu neuen Auffassungen durchzudringen. Viel schwerer ist es dagegen, Überzeugungen zu besitzen und sie durchzuhalten entgegen der allgemeinen Zeitströmung. Dafür dürfen jene »exzentrischen Frauen« aber heute das Bewußtsein haben, die Vorarbeit getan zu haben für die Verwirklichung der deutschen Mode, einer Mode, die unserer großen Zeit würdig sein wird.

Aus den Kölner Augusttagen 1914.

Ein Ausschnitt sozialer Kriegstätigkeit.

Die Truppentransporte hatten begonnen. Erst zwei Tage waren verstrichen seit jenem schicksalschweren Sonn-

abend — und schon häuften sich die Züge, die unsere Truppen zur Grenze brachten, dorthin, wo die ersten deutschen Siege erfochten werden sollten. Und schon wälzt sich der ungeheure Strom der aus Belgien ausgewiesenen Deutschen nach Deutschland herein, strömt durch Aachen und landet auf dem großen Bahnhof Köln. — Eine ungeheure Volksmenge aus allen Gegenden kommt hier zusammen. Es ist, als ob die ganze Menschheit in Bewegung geraten wäre, als ob sie sich hier trifft, in einem gewaltigen Knäuel, der durcheinander geraten und den zu entwirren unmöglich scheint. Scharen von Italienern liegen im Bahnhof auf den Treppen, vor den Eingängen — sie sollen ins Gelände der Werkbundaustellung transportiert werden. Und vor der engen Wachtstube, in der Vorhalle, da drängt es sich zusammen. Auf

riesigen Tischen häufen sich die Brote, die Eimer mit Getränken, tausende von Ermatteten werden Tag und Nacht hier gestärkt. Ein stickiger Brodem erfüllt den ganzen Raum und legt sich beklemmend auf die Brust. Und der Mann in der Wachtstube schreibt und schreibt — tausende von Personen wandern Abend für Abend in die Massenquartiere. Man fragt nicht, wer sie sind und woher sie kommen, man sorgt nur, daß sie ein Lager finden und ein Dach über dem Kopf. Und Tag und Nacht stehen hilflose Männer und Frauen vielen Unglücklichen bei — raten, trösten, so viel es möglich ist in dem allgemeinen Wirrwarr . . .

Noch war die werktätige Hilfe auf dem Bahnhof nicht organisiert. Zu gewaltig war der erste Ansturm der Truppen, der Ausgewiesenen, der versprengten Reisenden über ihn gekommen. Dann aber ordnet sich das Bild. Auf den riesigen Bahnsteigen oben schalten die Aufsichtsdamen mit ihren Hilfskräften, die für die Verpflegung der Truppen aufzukommen haben. In den kleinen Erfrischungshallen zwischen den Gleisen wird das Essen bereitet und unaufhörlich schleppen flinke Jungen die Vorräte treppauf und treppab — ab und zu aus der großen Vorratskammer am Bahnhof, wo Frauen über die Ausgabe von Speise und Trank wachen. Tag und Nacht ist Dienst, in Schichten eingeteilt, und auf Stunden des Wartens folgen solche mit kaum zu bewältigender Arbeit. Unaufhörlich rollen die Züge durch Köln und nicht nur zum Hauptbahnhof — Bahnhöfe, die sonst fast nur den

Sommerausflüglern dienen, Güterbahnhöfe, die vom Publikum sonst niemals betreten werden, empfangen riesige Transporte, und Tag und Nacht muß die Verpflegungswache auf ihrem Posten sein.

Und mitten in der Stadt, da ist die riesige Vorratsstube, wo täglich die Liebesgaben zusammenströmen, wohin zeitweise die Bäcker der Stadt kaum die nötige Zahl der Brote liefern können. Denn ungeheure Mengen sind nötig, für die Bahnverpflegung, für die Lagerplätze der zuströmenden Truppen, der Auswanderer, die sich in Köln ansammeln. Und auf dem Rathaus, im Zimmer der Verpflegungskommission, da klingelt das Telephon, und Tag und Nacht sitzt hier die Wache, die die Bestellungen der Verpflegungsstellen weitergibt an die große Vorratsstube, und Automobile rasen dorthin, nehmen die Vorräte auf und befördern sie an Ort und Stelle . . .

Was aber dort oben auf dem Hauptbahnhof sich in kürzester Zeitspanne abspielt, das scheint Monate der Weltgeschichte zu umfassen. Hier jubelnde Truppen, begeisterter Gesang, bekränzte Wagen, überströmende Dankbarkeit für gespendete Gaben — dort Bilder unsäglichen Elends, Flüchtlinge, von allem entblößt, versprengt von ihren Angehörigen, von denen sie nicht wissen ob sie noch im Feindesland, ob sie noch am Leben sind . . .

Und neben diesem allem das Gespenst der Sorge, die quälende Unsicherheit, ob in dem Gewimmel ab- und zuströmender Menschen sich etwa Spione eingeschlichen haben, die im nächsten Augenblick entschlüpfen, um Deutschland Verderben zu bringen. Mit unerbittlicher Strenge wird der Eintritt in den Bahnhof überwacht, selbst wertvollen Hilfskräften macht es Mühe, die Karte mit dem roten Kreuz zu erlangen, die alle Türen öffnet. Wer milde Gaben bringt für die Verpflegung muß sich ausweisen, oder seine Speisen vorkosten . . .

Was man erlebt ist Krieg — Krieg, schon ehe er begonnen hat, mit seinen Lichtseiten und mit seinen Schrecken. Neben der Sorge für die ausziehenden Truppen ruft auch schon die entsetzliche Not der im fremden Land durch den Krieg überraschten zur Abhilfe. Innerhalb der Bahnhofsperre finden sich an langem Tisch ein Häuflein Männer und Frauen zusammen. Sie sitzen dort Tag und Nacht und bringen Hunderten von Reisenden die erste sachgemäße Hilfe. Sie weisen Züge an, verschaffen Ausgewiesenen die freie Weiterfahrt, sie sorgen, daß das wenige Geld, was der Flüchtling vielleicht retten konnte, sogleich in deutsches Geld gewechselt wird. Je rascher umso besser — die Reisenden können gleich den nächsten Zug besteigen, nach einem Dorf, einer Stadt, mit dem sie noch eine, sei es auch die geringste Verbindung verknüpft. Denn nur um jeden Preis so viele Menschen wie nur möglich heraus aus Köln! Wer wußte denn, ob nicht in kurzem etwa die Bevölkerung eingesperrt sein würde im Festungsgürtel? Keine unnötigen Esser also innerhalb der Stadt! . . .

Und viele, viele füllen auf dem Tisch der Auskunftsstelle den trocknen Fragebogen aus, der so unsägliches Leid umspannt: »Vermißte Deutsche . . . Suchender . . . Gesuchte . . . soll sich melden«. Da ist der Familienvater, der Frau und fünf Kinder verloren hat — er ist fast besinnungslos von Leid, in Tränen zerflossen. Da ist die Frau, die ihr Kind in Belgien im Kloster gehabt hat. Sie hat es lange gesucht, hat abenteuerliche Fahrten

über die Grenze gemacht, unter häufiger Lebensgefahr. Da ist die Familie, die von ihrer beweglichen Habe nichts weiter gerettet hat, als ein Vogelbauer mit dem Vogel drin . . . Sie alle fragen: ist von meiner Frau, meinen Kindern, meinem Manne keine Nachricht da? . . . Große Tageszeitungen veröffentlichen nun die riesigen Listen der Vermißten, man tauscht aus mit den Listen der Zentralen für Ausgewiesene in Düsseldorf, Hamburg, Berlin, man arbeitet Hand in Hand mit der Polizeibehörde von Köln und mit den Behörden früherer Wohnorte der Vermißten, man wendet sich nach Goch in Holland, wo Ausgewiesene häufig längere Zeit bleiben mußten. — Die vielfachen Bemühungen haben Erfolg. Immer häufiger wird den Fragenden die Antwort: Gefunden. Und diese Augenblicke und die Augenblicke unmittelbaren Erlebens des Wiederfindens wiegen Tage schwerer Arbeit auf.

Viele andre aber kommen, die man nicht hinausweisen kann aus den Festungsmauern von Köln. Viele hat man hergewiesen aus anderen Städten, hat ihnen gesagt, in der Großstadt finde sich leichter Arbeit und Brot als anderswo. Auch für diese kommt nun rasche Hilfe. Der Dombaumeister von Köln öffnet das große eiserne Tor neben dem gewaltigen Hauptportal des Domes und in dem stillen Winkel der Dombauhütte, im Pförtnerstübchen, finden sich hilfreiche Frauen und Männer bei Tag und bei Nacht zusammen. Da kommt das Heer der Ausgewiesenen aus Belgien, Frankreich und England, es kommen Truppen, denen Quartiere angewiesen werden, es kommen versprengte Kriegsfreiwillige, die in Kriegs- und Abenteuerdrang oft von Stadt zu Stadt ganz Deutschland durchquert haben, es melden sich zahllose Arbeitslose, Männer und Frauen, denen der Krieg alles abgeschnitten hat, Arbeit, Geld und die Möglichkeit, weiterzufahren, es kommen endlich die Arbeitslosen der Stadt, vor allem arbeitslose Frauen. Bei allen diesen heißt es, zunächst über die Not des nächsten Tages hinweghelfen, so lange, bis bestehende oder neu zu schaffende Organisationen einspringen können.

Und wieder melden sich hierdurch neue Aufgaben. In erster Wirrnis hatte sich im Vorraum des Bahnhofs die Verpflegungsstätte aufgetan, für jedermann benutzbar, der hungrig war. Jetzt heißt es, diese Verpflegungsstätte hinausbringen in geordnetere Bahnen. Noch ist nicht der Augenblick, lange zu prüfen, ob einer bedürftig oder nicht, doch heißt es, vorbereiten, daß allzugroßem Mißbrauch vorgebeugt werde. Und es finden sich großdenkende Helfer. Vornehme Räume im eleganten Geschäftshaus dem Bahnhof gegenüber öffnen sich — sie nehmen zuerst die fliegende Verpflegungsstätte auf, und es öffnen sich die Hände der Kölner Bürger, von ihren Vorräten spenden die Gasthäuser Tag für Tag unermüdlich und unerschöpflich. Und jetzt heißt es, in Wechselwirkung arbeiten. Schon ist der enge Raum der Dombauhütte längst zu eng geworden für die Auskunftsstelle. Sie wandert neben die Verpflegungsstelle und neben ihr siedelt sich die Kleiderkammer an. Auch diese begann ihre Arbeit im Bahnhof; aus der dunkeln Kammer, die tief hinter den Schaltern versteckt lag, wurde die erste Hilfe gespendet für die bedürftigen Durchreisenden. Jetzt ist ihre Aufgabe, vielen das Notwendigste an Wäsche und Kleidern zu schaffen, um zum Weiterreisen oder zum Wiedereintritt in geordnete Verhältnisse, in eine neue Stellung zu verhelfen. Und so arbeitet alles miteinander: die Auskunft, die Verpflegungs-

stelle, die Kleiderkammer. Die Hilfe hier ist rasche Hilfe, wie die Kriegszeit es erfordert. Die Hilfe gilt auch unseren Truppen, von denen viele nur für kurze Zeit den Bahnhof verlassen können — die leicht Verwundeten, die weiter reisen, oder solche, die Gefangenen- oder Verwundetentransporte begleitet haben. Sie finden Unterstützung mit dem Nötigsten und die Gelegenheit sich zu erfrischen durch lang entbehrtes Waschen.

Und schließlich — und wo geschähe das nicht, wo man in sozialer Kriegsarbeit tätig ist? — Man sammelt, sammelt Liebesgaben für unsere Krieger und sammelt Wolle um sie zu stricken. Nicht nur unseren Truppen soll geholfen werden, und so schnell wie möglich, es soll die Arbeit gleichzeitig unseren Heimarbeiterinnen aus der dringendsten Not helfen.

So vielseitige Arbeit fordert viele Menschen und nicht leicht ist es, diese Arbeit immer unter einer Einheit zu erhalten. Doch die außergewöhnliche Zeit ermöglicht außerordentliches Tun; willig fügt sich der einzelne immer von neuem dieser Einheit. Und manche Lehre wird er hinübernehmen in die Friedenszeit und den glühenden Wunsch, auch dann weiterzuhelfen für unsere armen Mitmenschen. — — —

Es scheint, als ob die Wirkungen des Krieges in sozialer Beziehung noch nicht erforscht seien. Vielleicht ist dies auch gar nicht möglich, weil die Kriege zeitlich weit auseinanderliegen, weil sich immer gewaltige Unterschiede zeigen werden, dadurch, ob der Krieg im eigenen oder im Feindesland sich abspielt. Aber zweierlei ist sicher: Der Krieg rüttelt mit riesiger Gewalt an den sozialen Verhältnissen, und der Verwaltungskörper jedes Landes, das in Krieg verwickelt wird, ist zu dieser Zeit sehr geschwächt. Müßte also nicht, um für die soziale Kriegstätigkeit gerüstet zu sein, gesetzmäßig festliegen, daß in Kriegszeiten Hilfsausschüsse den Verwaltungen, vor allem den Armenverwaltungen, sofort zur Seite treten müssen? Hilfsausschüsse, in denen vor allem zahlreiche sozial erfahrene Frauen zu wirken hätten? — Oder aber — was das Schicksal uns geben möge! — dieser gewaltige Krieg 1914 wäre der letzte, der über Deutschland herein gebrochen ist. ω

Verschiedenes.

Der strickende Zug. Vielleicht ist beim Erscheinen dieser Nummer die feldgraue Wolle selten geworden und die deutschen Frauen stricken mit andersfarbiger Wolle. Ende September aber als ich eine größere Strecke im D-Zug fuhr, strickte alles noch feldgrau. In dieser Zeit reiste niemand zum Vergnügen. Die Frauen gingen mit ihren Kindern zu den Eltern, weil der Mann im Felde war, oder sie besuchten einen verwundeten Angehörigen, oder auch sie reisten im Auftrag des roten Kreuzes. Die Männer, fast alle in feldgrau, waren frohe, zuversichtliche Soldaten, die zur Front fahren, oder leichtverwundete, die auf Urlaub nach Hause gingen. Die Feldgrauen waren guten Mutes und die Frauen waren fleißig. Alle weiblichen Hände verarbeiteten graue Wolle und es war ein merkwürdig beruhigender Anblick, wenn man durch den Zug ging, durch diesen strickenden Zug. Und wieviel Verschiedenartiges an Können und an Temperament gab es da zu sehen. Da war in meinem Abteil die tüchtige

Dame, die zwischen Berlin und Gießen einen kaum angefangenen vollständigen Kopfüberzug auswendig, ohne Vorlage fertig bekam, ein so komplizierter Gegenstand, daß keiner von uns raten konnte, was es geben würde. Da war die ungeduldige Dame, die eine Kopfschärpe anfertigte, ziemlich langsam und ungeübt und die immer nach fünf Minuten daran zog, damit sie rascher lang wurde. Da war die sorgfältige, vorsichtige, ältere, anscheinend unverheiratete Dame, die ihre kleine Arbeit mit spitzen Fingern aus einem weißen Beutelchen hervorzog und den Ohrenschrützer, als er fertig war, einem vergnügten Landwehrmann anprobierte. Da waren die drei Damen in meinem Abteil und nebenan, die drei verschiedene Arten von Leibbinden strickten und die sich energisch über die Vorzüge jeder Form aussprachen. Da war der kleine, liebe Junge, der von Abteil zu Abteil ging und immer wieder seine Hilfe anbot, wenn Wolle aufzuwickeln war. Und da war auch das kleine Mädchen, das seine zweite Socke strickte und das in heiße Tränen ausbrach, weil die zweite soviel größer geworden war als die erste. — Und ich rechnete im Stillen, wieviel Hände in diesem Augenblick für unsere Tapfern im Felde tätig waren, und daß ganz gewiß unsere Frauen, wenn sie so weiter arbeiten, für alle sorgen können. Ich dachte auch daran, wie wir jetzt alle zusammenhalten in Fürsorge und Liebe und wieviel unser Vaterland gewinnen könnte, wenn es auch später, nach dem Kriege, bei uns immer so bliebe. ~

Die Putzmacherinnen ohne Modelle. Von den »Robes, Modes et Confection«, sind die Zweiten, die Modes am übelsten daran. Während die Kleidermacherinnen und die Konfektionäre die Mode schon vor dem Kriege kannten, und die Berliner Konfektion für Millionen fertige Herbst- und Wintersachen auf Lager hatte, die jetzt in allen Konfektionshäusern unter dem Namen Deutsche Mode dem Publikum verkauft werden, haben die Putzmacherinnen fast nichts mehr von Pariser Modellen erwischt und sind vollständig hülflos. — Und wir hörten schon manchen Seufzer eleganter Damen: daß man in diesem Winter keinen einzigen schicken Hut in Deutschland sehen werde! Was ich allerdings an »deutscher Hutmode« sehen konnte, war zum Teil nicht sehr ermutigend. Ins Winterliche übertragene Sommermodelle ohne jeden eigenen Gedanken und dann eigene Gedanken in Form von »Kriegshüten«, eine frivole Maskerade über die man nicht lachen kann, sondern den Kopf schütteln muß. Ich sah aber auch wenig das gut, sehr gut war. Kleidsame Formen aus gutem Material, mit wenig, aber sehr gutem Ausputz. Bei derartigen Hutmodellen muß unsere junge deutsche Mode ansetzen, sie muß vorerst bescheiden bei Einfachem bleiben, denn das ist der einzige Weg um den Geschmack von Putzmacherinnen und Käuferinnen heranzubilden. Es sei dabei immer wieder gesagt, was wir schon so oft vertreten haben: Einfaches in gutem Material kann niemals geschmacklos sein. Es ist die Aufgabe unserer deutschen Frauen zu verlangen, daß die Putzmacherinnen ebenso wie die Schneiderinnen diesen Weg der Geschmacksschulung einschlagen. Sie sollen daran denken, daß unsere Feinde es mit Hohnlachen begrüßen werden, wenn wir, vor denen keine Festung standhält, versagen, wo es sich darum handelt, einen Hut oder ein Kleid zu machen. s.